

war zu stolz gewesen, um ihn anzunehmen, und hatte auch nicht gewollt, daß die Familie das kurze Ende ihrer Ehe erlöste. Man hätte ein Detail für Herbergschick und man hätte sich verpflichtet, das Unrecht des leichtsinnigen Betrügers zu sühnen. Tony aber wollte von keiner Unterstützung wissen, so lange sie schick und recht für sich selbst sorgen konnte.

So reiste sie mit der Sängergesellschaft weiter, wie ein heimatsloser Vogel, bis ihre Stimme auch nicht einmal mehr diesen anspruchsvollen Künstlern genügt.

Gerade zu jener Zeit starb der Mann ihrer armen gelähmten Schwester, und da das Töcchel immer mit Herzblößen daran dachte, wie schlecht es dem kranken Bruder im Armenhaus ihres Heimathdorfes ging, so nahm sie die Weiden zu sich und verhielt, den Geschwister, die ja noch viel elender waren, als sie selbst, etwas Sonne in ihre letzten Tage zu bringen.

Mühselig ging in dieser Umgebung die geringe Bildung, die sie sich angeeignet und die doch nur losse Geisteskräfte, verloren; so wurde wieder aus der feinen Tony das „arme Töcchel“, das „gar lei Zeit net hat, für mein' Bildung, famerel. Aber 's Frieden muß der Mensch sein, weiß! Und wenn mer host kein' Wäinich' mehr hat — und die hab' ich nicht —, denn heißt was' mit dem großen Glück? Belogen hat's mich und betrogen! Da bin ich nun doch besser dran!“

Ja, denn sie blieb das arme Töcchel mit dem goldenen Herzen und ihre ganze Anpruchslosigkeit klug aus den wenigen Worten: „Wenn einmal Dein' Wäinich' nachhieh!“

Wohltätigkeits-Etat.

Von Pastor Schmidt.

Heinersbrunn war in der Stadt angekommen und hatte ein ganzes Häuserviertel vernichtet: Wohnungen zumest armer Leute.

Der Sammelreis durch hergerichtete Rettungsüberlegungen angeregt, die besser gemeint als hilflos waren, begann sich zu beschäftigen. Subscriptionen werden eröffnet, Schneeflocken veranfaßt und einige Tausend Mark — genug, um die erste, dringendste Noth zu lindern — kamen in wenigen Tagen zusammen.

Eine größere Summe von zweihundert Mark, sowie eine ganze Anzahl kleinerer Beiträge in Posten von fünfzig Pfennigen bis zu drei Mark waren anonym oder nur unter Nennung von Zutheilen eingegangen. Alle anderen Gaben waren deutlich von Herr- und Jannanen und — wie eine Verzeichnung hätte möglich sein können — auch von der Straße und Hausnummer der Spender begleitet.

Gene, die ganz oder halb Ungeannanten schämten sich der geringen Beistuer, die die Wohlthäter, trugen Sorge, nur grade so viel zu geben, um sich ihrer Unrechts nicht schämen zu müssen. Am liebsten würden sie weniger gegeben haben, doch das ging nicht gut an. Und zu dem Mittel „Feiger Anonymität“ wie die Anderen wollten sie durchaus ihre Zukunft nicht nehmen.

Von den Subscriptionen lautete eine: 150 Mark Wohltätigkeits-Etatergebnis, Conrad Emil Schulze — Fritz Wegener sen. — Karl Verthold Junke.

Es waren drei hundertbekannte Männer; Fabrikbesitzer der eine, Rentier der beiden anderen.

Wahrscheinlich beim Anruf waren die Drei am Stammtische in der Weinreihe überlegen, daß sie wohlthun durch ihre soziale Stellung vernichtet wären. Sie betrachteten das Wohlthun in diesem Falle als eine Naturnothwendigkeit. Gerne hätten sie es auch als ein Vergnügen betrachtet. Sie überlegten lange hin und her. Endlich kam Conrad Emil Schulze, der rednerisch hochbegabte und gern sich sprechen hörende Fabrikbesitzer auf eine ausgezeichnete Idee. Er sagte:

„Meine Herren, gewissmachen ist es nicht zu leugnen, daß jede gute That ihren Lohn in sich trägt. Wenn wir also wollten, könnten wir schon zufrieden sein, indem jeder von uns ja und ja viel spendet. Zwischen meine Herren, ich denke, zwischen Zufriedenheit und Freude ist doch noch ein kleiner Unterschied. Wie stellen wir es um an, um nicht nur Zufriedenheit, sondern auch Freude zu empfinden?“

Meine Herren, Verdrießlichkeit zunächst vermeiden wir, wenn wir uns durch das traurige Ereignis nicht abhalten lassen, heute, wie gewöhnlich unseren Etat zu machen. Denn nichts wirkt so verstimmend auf Geist und Körper, als die plötzliche Unterbrechung einer alten liebgewordenen Beschäftigung. Um jedoch dem Spiel einen höheren Reiz zu geben, wollen wir heute nicht den üblichen Dreipfennigst spielen, sondern einen Zehnpfennigst. Wir haben

es ja Gottseidank dazu. Ferner wollen wir diesen Etat zu einem reinen angereicherten Vergnügen dadurch machen, daß alles, was gewonnen und verloren wird, der Unternehmungslust für die armen Abgebrannten zugehört. So, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, spielen wir nicht nur ein interessantes, sondern auch, vom ethischen Standpunkt betrachtet, ein höchst humanes Spiel, das uns einen zweifachen Gewinn bereiten dürfte. . . . Einverstanden?“

Fritz Wegener sen. und Carl Verthold Junke gaben sofort ihre Einwilligung.

Der Redner dachte im Stillen: Was kann mir denn passiren? Ich spiele von uns Dreien am besten. Schlimmsten Falles werde ich ein paar Mark verlieren müssen. Dafür aber werde ich an dem Umsatz von vernünftigen hundert Mark mit einem Drittel Wohlthätigkeit in den Zeitungen figuriren. Die Hauptfache ist jetzt: mauern, richtig mauern und die Zwet da ordentlich reintragen zum Wohle der armen Abgebrannten.

Verknürbig, wie ganz ähnlich auch die beiden Andern heimlich reflektirten. Nicht nur, daß jeder von ihnen sich ebenfalls für den besten Spieler hielt, nicht nur, daß jeder von ihnen gehörig zu mauern sich vornahm, nein; jeder hoffte auch möglichst wenig bezutragen und möglichst hoch als Wohlthäter öffentlich bemerht zu werden.

Und sie ließen sich die Karten geben und sie spielten bis spät in die Nacht hinein.

Das Resultat war ein außerordentlich erfreuliches: Dreihundert Mark!

Conrad Emil Schulze, der Redner, verlor 125 Mark, Fritz Wegener sen. 100 und Carl Verthold Junke 75. Da sprach Conrad Emil Schulze:

„Meine Herren, ich fühle es eigentlich ein bißchen leichsinig, daß wir einen Zehnpfennigst gespielt haben. Der Satz ging doch wohl über unsere Verhältnisse. Wir sind schließlich keine Fürsten und wir haben Frau und Kinder zu ernähren! Offensichtlich: hätte ich gehört, daß eine so enorme Summe herauskommen würde, dann würde ich getraut haben, das Wort um fünf Pfennige zu spielen, sonst um zehn. Doch was habe ich? Wir können ja die Sache noch nachträglich reguliren. Wie wäre, wenn wir unsere respektiven Verluste um je fünfzig Mark verringern? Dann erhalten die armen Abgebrannten immer noch das respektable Kapitalchen von 150 Mark! Was meinen Sie, meine Herren?“

Weder pflichteten die Zwet dem Redner bei. Als einige Tage danach die Spender mit ihrem Beitrag sich in der Zeitung gedruckt haben, schämte Carl Verthold Junke, denn, da er nur 25 Mark verloren hatte, so wurde seine Wohlthätigkeit doppelt eingehängt von der öffentlichen Meinung.

Fritz Wegener ärgerte sich ein wenig; genau ein Drittel kostete ihm der Spaß; er verdiente also absolut nicht bei der Wohlthat.

Conrad Emil Schulze aber weiterte und stuchte; denn er hatte effektiv 25 Mark zugelegt und wurde trotzdem nicht um einen Pfennig höher bemerht als die beiden Andern.

Nein, das ging nicht an. Er legte sich hin und schrieb eine Berichtigung an die Zeitung:

Sehr geehrte Redaktion!

Sie widmen mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie das Ergebnis des Wohlthätigkeitsspiels in nächster Nummer genau spezifiziren wollen, indem Sie die einzelnen Beiträge, wie folgt, verzeichneten:

- Carl Verthold Junke 25 Mk.
- Fritz Wegener senior 50 Mk.
- Conrad Emil Schulze 75 Mk.

Kallspießengasse 20.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Conrad Emil Schulze.

Und erst als er das gedruckt sah, fühlte er sich einigermaßen beruhigt.

Friedrich Schiller über den Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes.

Zum Geburtsfest Schiller's gab der „Staatsanzeiger für Württemberg“ in einer besonderen Beilage einen angelegentlich gedrucktten Aufsatz des 17jährigen Kreisrathes Friedrich Schiller über das Thema: „Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ besandt. Der Aufsatz glebt bereits Zeugniß von Schiller's heiltem Sinn und sittlichem Ernst. Die wichtigsten und interessantesten Stellen des ziemlich umfangreichen Aufsatzes lauten: „Nichts thut dem Auge und dem Herzen des Mannes so wofol

als der Anblick eines geübten Mädchens, das durch Unverbohrtheit der Seele, durch Reinheit der Sitten, durch Mütterlichkeit im Benehmen unschuldiger Tugend, durch Offenheit im Betragen und durch die langjähre Ehen vor Allen, was das Geschlecht für unschuldige Begehrig — der Schmach des Jammers, die Freude des Jammers sowie der Eitel der Mutter wird. Verbunden ein solches junges Frauentzimmer mit diesen Vorzügen noch das raffolste Verstreben, seinen Verstand immer mehr aufzuklären, sich besonders über die Gegenstände des weltlichen Berufs zu belehren, sowie sein Herz zu den humanitären Tugenden des Wohlwollens, der Innigkeit Theilnahme, des thätigen Mitleids und zu Reinlichkeit, Ordnungsliebe, richtigem und feinem Geschmack auszubilden, so gehört daselbe zu den vortheilhaftesten seines Geschlechtes, welche auf die Hochachtung des männlichen die gerechtesten Ansprüche machen können. Die Hoffnung, durch die Gabe und das Herz eines solchen Mädchens beglückt zu werden, ist dem durch den Gemüth wohlthun an Körper und Geist noch nicht gehandhabten und vernünftigen Jüngling ein lauter Wunsch, der die Thätigkeit seiner Kreise weckt und belebt — ist ihm ein wärmender Gewinn, welcher unter den Verführungen der Jugend ihm zur Seite steht und die Unschuld seines Herzens bewahren hilft, damit er einst, ausgerüstet mit den Kenntnissen und Tugenden eines edlen jungen Mannes, jenes Glückes würdig gefunden werde. . . . Es laun nicht gelugnet werden, daß die Reigungen des Mannes durch die Verbindung mit einem verständigen und tugendhaften Weibe in eine für Pflicht und Tugend günstige Stimmung gesetzt werden. Durch ihren Geist der Liebe, der Ordnung, der Reinlichkeit, durch ihren wohligen Umgang stellt sie den Mann an sein Haus, durch sie erhält sein Geist die ihm in den verschiedenen Verhältnissen seines bürgerlichen Berufs angelegenen Fähigkeiten zu erfüllen. Dauer, Kraft und Leben. Durch tauend Kleinkheiten erhebt sie ihn, erhält ihn beim Guten, führt ihn zu Tugend. An ihrer Seite wird jede Erdennüthe nur Luchwch geführt, oder er findet doch dafür in ihrer Treue, in ihrer unigen Zehnhohe an seinen Begünstigen, in dem wechselseitigen Austausch ihrer geistlichen Empfindungen, in dem Sanften und Schönen, welches über ihr ganzes Wesen ausgebreitet ist — die höchste Belohnung. Zeit hat kein Leben für ihn erhöhten Reiz und jeder Gemüth doppelt Wohlgeschmack. Zudem die Frau erhält, benahet und zweifach verteilt, was des Mannes Reich erwidert, wird sie die Schöpferin des häuslichen Wohlstandes. Und durch diesen erhält sie nicht allein die Ehre des Mannes, sondern erport ihm auch diegenen Vermittlungen, welche die langjährigen des Geistes und Körpers, welches das weibliche Geschlecht des Mannes und der Dürftigkeit auch den edelsten Mann unterwirft. Ferner wird durch das Weib des Mannes Wirkungsreis ausgebreitet, der Umfang seiner Verpflichtungen größer, seine Verbindungen und Verhältnisse werden vielfältiger, was den Eton erhöht, dessen Bürger er ist, bezieht ihn fühlbarer. Um des Weibes willen, das ihn liebt und dessen Hochachtung er sich verdienen und erhalten will, wird nun das Jutruken seiner Mitbürger zu seinen Kenntnissen und Gesundheitsreize, Lutz zu seiner Wohlthätigkeit, die Zwecke der Gesellschaft zu fördern zu helfen, ein noch würdigerer Gegenstand seiner Bestrebungen. . . . Zudem die Frau seinen Ehrtrieb anregt, führt sie ihn auf den Weg zur moralischen Verdank, indem sie ihm Verschulden als Zunächste mit dem feinsten Verstand, indem sie ihm vorbildliche, daß sie mit ihm liebt und folgt, erweckt sie in ihm einen gewissen Ernst, einen gewissen Grad von Besonnenheit und Bedachtbarkeit bei allen seinen Schritten, um nicht das liebende, an ihm hängende Weib mit sich in Verlegenheiten zu führen.“ Der junge Schiller fühlte seinen Betrachtungen folgende Apoptrophe auf die Mädchen und Frauen bei: „Sie sehen heraus, daß Ihre Bildung eine große Angelegenheit der Menschheit ist. Sie leiten das Herz der Männer. Sie können durch die Reize Ihrer körperlichen Bildung und durch die Schönheit Ihres Geistes Schöpferinnen, Erhalterinnen und Beförderinnen der männlichen Tugend werden. Sie können durch die Milde Ihres Wesens den Muthen sanfter und freundlicher machen, sowie dem Tugenden und Schöpfen Spornkraft geben. Vernein Sie Ihre Kräfte kennen und weise gebrauchen. Alle Menschenkenntnis geht von Ihnen aus. Jeder Gedanke erfüllt Sie mit dem unglücklichen Geschick Ihrer weiblichen Weiber!“

Verhältnisse zwischen Weissen und Indianern.

Amerikanischeblätter veröffentlichen einen interessanten Artikel über die täglich beendete Klondike-Reise von Robert Stead-Dun, dem früheren Herausgeber des „Harvard Monthly“. In diesem Bericht erzählt Mr. Dun unter Anderem, der Mangel an Frauen

lei im Nordwesten Americas so groß, daß Männer, die Beklangen danach tragen, einen gemüthlichen Haushalt zu gründen, ihre Zukunft zu den braunrothen Töchtern der Wildnis nehmen müssen. In der That sind hübsche Indianermädchen jetzt dort eine sehr angesehene Waare. Die hohen Frauennamen werden nämlich durch Eltern regelrecht abgekauft und dann — zur Ehre des hiesigen Geschlechtes ist es gelang — ebeno regelrecht erheiratet. Viele der goldreichen Angehörten der „Hudson Bay Company“ in Fort Graham sind bereits mit mahagonifarbenen Ehefrauen versehen und fühlten sich dem einzigen noch sehr glücklich mit ihnen. Als Mr. Dun sich dort einige Tage aufhielt, sah gerade eine dieser merkwürdigen Hochzeiten statt, die besonders deshalb bedeutenes Aufsehen erregte, weil die Braut die Tochter des größten „Hauptlings“ in jener Gegend und außerdem eine vortreffliche „Schönheit“ war. Von Rauch und Fern kamen die Freier und überboten sich gegenseitig im Preise, den man ihrem Vater zahlen wollte. Der Braut, die Indianer und Schandmädchen Säulen von Kupferdacht, Stantal in großen Mengen und ähnliche nützliche Dinge wurde dem Hauptling für sein reichendes Töchterchen, das den liebevollpredenden Namen „Sparkling Eyes“ (Blitzende Augen) führte, angeboten, doch verweigerte. Der selbe Vater war sehr ehrsüchtig, und je mehr man sich um sein Kind kü, desto höher mußte der Preis sein, den man sein Herz erweichen wollte. Endlich gelang es einem Mr. Fox, der die Stellung eines Oberinspektors einer großen Fabrik bekleidete, „Blitzende Augen“ für fünfzig vollere Schilddrüsen zu erlösen und als seine Braut heimzuführen. Die Indianerschöne wird als ein höchst, höchstes Kind der Natur geschildert, eine edle schokoladenfarbene Tochter des goldenen Nordens, mit Perlenzähnen und Labzehen Augen, einem schlanken, geschmeidigen Körper und einem äußerst lebhaften Temperament. Mit einem reizenden Gemüth von Bescheidenheit und Selbstbewußtsein trat sie die „erhabene“ Stellung in ihrem neuen Leben an und erbot sich selbst die Herzen sämtlicher Untergebenen ihres Vaters. Als der Vater der jungen Oberinspektors erkannte, wie großen Muthung und Bewunderung sein Kind überall fand, verlangte er von dem Schwiegervater eine Erhöhung des selbigen Preises. Mr. Fox weigerte sich entschieden. Zuletzt drohte der ergrünte Hauptling, daß er seine Tochter durch einen ganz besonderen, nur ihr verständlichen Miß eines Mannes wieder zu sich in die Prairie locken würde. „Blitzende Augen“ erklärte jedoch, daß sie bei ihrem weissen „Daddy“, der sehr gut zu ihr liebt, immer zu bleiben gedenke. Als alle Verhandlungen mit dem jungen Indianer sein nutzlos geblieben waren, erbot sich der amerikanische Vetter, den Preis zu zahlen. Der Vater legte ihnen Vater sogar liegen ließ, daß er sich fortsetzen und nicht eher weiterkommen solle, bis er gelohnt hätte, sich anständig zu benehmen, zog sich der Alte grollend in die Wälder zurück.

Lustige Gese.

* Galant. Tom (auf einer Tour über Land): Nun zeigen Sie mir auf Ihrem Tischefompa einmal die vier Dimmterstichung. — Coaxler: Dort ist Dit, dort Weib, Süd, Nord, und wo Unschuldige stehen, die sinnte Dimmterstichung.

* Unter Rath. Fr. M. A. habe mich Kränze erhalten, einen von einem Alten reiden und den anderen von einem Jungen, der mir sehr gut gefällt. — Fr. B. Nimm den Alten; den Jungen kannst Du Dir immer noch leisten.

* Nicht bestranden. Hausfrau: Kathi, was hörst du, Sie haben sich gestern Abend von meinem Sohne abhandeln lassen! — Dienstmagd: Verzeihen Sie sich mein Madam, er war bios 'ne Probe, den jede id bei mit kein selbes Ansehensraum.

* Eine historische Anekdote. Als sich der Kaiser Napoleon I. einmal in Paris aufhielt, hauchte er auch einem Zweidrehhüpfel einen Brief ab. Unter den Zustellen befand sich ein alter Mann, der einen Arm verloren hatte, und zu dem der Kaiser sagte: „Was haben Sie Ihren Arm verloren, mein lieber?“ — „Bei Aufersteh, Eure!“ — „Nun, dann suchen Sie mir wohl jetzt, daß ich Sie Ihres Armes beraubt?“ fragte der Kaiser. — „Im Gegenheil“, versetzte der Betreffende; „mit Reinen würde ich für den Kaiser und mein Land auch meinen armen Arm opfern.“ — „Das glaube ich nicht“, entgegnete Napoleon; doch in demselben Augenblick gab der Soldat seinen Säbel aus der Scheide und schlug ihn den andern Arm ab.

* Kindermund. Die kleine Gna: Papa, ich glaube Du bist der reichste Mann auf der ganzen Welt. — Papa (schneid): Na, und Du bist doch reichere, denn ich bin ein alter Mann, der einen Arm verloren hatte, und zu dem der Kaiser sagte: „Was haben Sie Ihren Arm verloren, mein lieber?“ — „Bei Aufersteh, Eure!“ — „Nun, dann suchen Sie mir wohl jetzt, daß ich Sie Ihres Armes beraubt?“ fragte der Kaiser. — „Im Gegenheil“, versetzte der Betreffende; „mit Reinen würde ich für den Kaiser und mein Land auch meinen armen Arm opfern.“ — „Das glaube ich nicht“, entgegnete Napoleon; doch in demselben Augenblick gab der Soldat seinen Säbel aus der Scheide und schlug ihn den andern Arm ab.

Verhältnisse zwischen Weissen und Indianern.

Amerikanischeblätter veröffentlichen einen interessanten Artikel über die täglich beendete Klondike-Reise von Robert Stead-Dun, dem früheren Herausgeber des „Harvard Monthly“. In diesem Bericht erzählt Mr. Dun unter Anderem, der Mangel an Frauen

